

Was es bedeutet, Kinder zu haben

# Wunder Kinder

*Jedes Kind ist ein Wunder. Diesem Wunder der Schöpfung liegt jedoch noch mehr zugrunde. Theologisch betrachtet ist es ein eigenes Geschenk Gottes, eine transzendierende Überbietung des Lebens – und damit auch eine Wahrnehmungsschule für die Eltern.* **VON KLAUS VON STOSCH**

**N**ie werde ich den Moment vergessen, als ich mein erstes Kind in den Armen hielt. Diesen Moment unendlichen Glücks und der totalen Verzauberung. Die Zeit blieb stehen, und ich war mit allen Sinnen nur noch bei diesem kleinen großen Wunder. Ich weiß noch, wie ich den ersten Blick dieses wunderbar vollkommenen kleinen Menschen bewundert habe: ihre Bewegungen, ihre Grimassen, ihr Gähnen, ihr Quäken, ihre Schönheit. Wenn ich mich an ihre atemberaubende Schönheit erinnere, ist das insofern überraschend, weil die Fotos aus dieser Zeit eher so wirken, als sei sie damals eher runzelig und verknautscht als wirklich schön gewesen. Doch in diesem ersten Rausch der Liebe gab es nicht eine Runzel, die mich nicht in ihrer Anmut betört hätte.

Ich weiß noch, wie ich nach der Geburt die vielen Kilometer vom Krankenhaus nach Hause einfach nur gehüpft bin und ständig gejuchzt habe. Inzwischen habe ich vier Kinder, und dieser Weg nach Hause ist das einzige Erlebnis, das ich nur mit dem ersten Kind verbinde – auch weil ich gelernt habe, diesen Moment ehrfürchtiger, stiller, tiefer in mich hineinzusaugen. In jedem Fall ist die Geburt des eigenen Kindes nichts, bei dem sich Routine oder Gewöhnung einstellt, sondern immer neu – ein Wunder.

Schon früh habe ich für mich entdeckt, dass es ganz schwer ist, diesen allerersten Anfang des Lebens angemessen zu würdigen, wenn man nicht an Gott glaubt. Denn gerade dieses Geschenk eines neuen Lebens erfüllt mich immer neu mit so viel Dankbarkeit und Ehrfurcht, dass nichts näher liegt, als hier eine höhere Macht am Werk zu sehen. Wenn ich an die Geburt meiner Kinder denke, möchte ich mich dieser Macht einfach nur still überlassen und freue mich, dass ich ihr meinen Dank sagen darf.

Theologisch gesehen erfahren wir im Geschenk des Lebens etwas von der schöpferischen Freude Gottes an uns. Wir erleben, wie leicht es ist zu lie-



**Klaus von Stosch**

(geb. 1971) ist Professor für Systematische Theologie am Institut für Katholische Theologie der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Paderborn. Studium der Katholischen Theologie, Philosophie und Volkswirtschaft in Bonn und Fribourg. Promotion 2001 in Bonn; Habilitation 2005 in Münster. Seit 2009 Vorsitzender des Zentrums für Komparative Theologie und Kulturwissenschaften an der Universität Paderborn.

ben und sich völlig hinzugeben. Vom ersten Moment des Lebens meiner Kinder an und gerade in diesen ersten Momenten durfte ich erleben, was totale Hingabe ist, was es bedeutet, nur noch Empfangender zu sein – angesichts eines Geschöpfes, das völlig von mir abhängig ist. Ich durfte also erfahren, worauf es im Leben ankommt: sich beschenken zu lassen und dann aber auch die Verantwortung zu ergreifen, die das Geschenk des Lebens mit sich bringt.

Denn so ein kleines Wunder stellt das eigene Leben ganz schön auf den Kopf – viel mehr als man vorher ahnen kann. Es gibt einfach keine radikalere Wende im Leben, als ein Kind in sein Leben hineinzulassen und ihm zu erlauben, alles umzukrempeln und neu zu machen. Den Aspekt des Umkrempelns habe ich anfangs als sehr brutal erlebt. Es hat etwas gedauert, bis ich verstanden habe, dass Schlaf überbewertet wird und wie viel Wert darin liegt, nachts mit einem kleinen Schatz auf dem Arm tanzen und singen zu dürfen. Sie hatte nachts schreckliche Blähungen und brachte uns Eltern fast täglich an den Rand der Erschöpfung. Ich weiß noch ganz gut, wie ich einmal einfach im Stehen im Zug eingeschlafen bin. Kinder zu haben – so merkte ich damals schon und kann es aus vielen Erfahrungen auch aus der Pubertät bestätigen – ist eine Grenzerfahrung. Sie bringt uns an die Grenzen unserer Belastbarkeit und führt uns über diese hinaus. Insofern ist hier ein transzendierendes Moment wirksam. Es ist mir mehr möglich, als ich je dachte, ich kann mehr aushalten, als ich gehaut habe, und in diesem Mehr meldet sich das Leben, liegt Belohnung und Zauber.

Ich will das nicht verklären. Im Überschreiten von Grenzen kann auch Schrecken liegen – gerade in der Pubertät, aber vor allem auch, wenn ich einfach überfordert bin und nicht mehr kann. Aber wie oft habe ich erfahren, dass es doch weitergeht und irgendwoher die Kraft gekommen ist, um wieder aufzustehen. Auch hier bietet sich der theologische Gedanke von einem Gott an, der mir

beisteht und immer neu die Kraft gibt, die ich brauche, um das Geschenk des Lebens zu hegen und zu pflegen.

Kinder zu haben, ist nicht nur Freude, Zauber und Grenzerfahrung. Sie ist auch eine Wahrnehmungsschule. Ich weiß noch gut, wie viel ich vor der Geburt meines ersten Kindes abends gebetet habe. Ich hatte mich über Jahre hinweg an ein Gebet der liebenden Aufmerksamkeit gewöhnt, in dem ich in einem Tagesrückblick alle Momente des Tages mit der Perspektive liebender Aufmerksamkeit betrachtet habe. Ich ließ Menschen an meinem inneren Auge vorbeiziehen, die ich liebe oder lieben lernen wollte. Ich wollte so achtsamer für mein Leben werden und irgendwie lernen, mit den Augen Gottes auf mein Leben zu schauen. Ich glaubte, dass mich dieses Gebet positiv verändert hatte und ich nicht ohne dieses Gebet leben sollte.

Deshalb war es dann erst einmal ziemlich enttäuschend, dass ich so nicht mehr beten konnte, als mein erstes Kind da war. Sie hatte einen gewissen Riecher dafür, meine Gebetszeit abzugeben und mich in sehr konkrete liebende Aufmerksamkeit zu verwickeln, sobald ich meditieren wollte. Wenn ich es doch noch irgendwie geschafft habe, noch einmal aufzustehen, und ich nicht direkt voller Erschöpfung mit ihr im Schlaf versunken bin, bin ich spätestens in meiner Gebetsecke eingeschlafen.

Und in keinem Gebet spürte ich Gottes Liebe so sehr wie in diesem täglichen Gebet der liebenden Aufmerksamkeit. Meine Kinder sind für mich Wahrnehmungsschule für meinen Alltag geworden. Die Zeit mit meinen Kindern war so mein neues Gebet der liebenden Aufmerksamkeit. Ein kleiner Käfer konnte Anlass für lange Beobachtungen und Geschichten, ja für regelrechte Verzückung sein. Fremde in der Straßenbahn wurden zu Personen, mit denen ich sprechen und meine Freude über meine Kinder teilen konnte. Ich war vorher nie auf die Idee gekommen, wie bereichernd und beglückend es sein kann, ein kurzes Gespräch mit einem fremden Menschen zu führen,

der mir nur für ein paar Augenblicke spiegelt, wie sehr meine Kinder das Herz erwärmen.

Auch meine engste und vertrauteste Umgebung wurde mir neu bewusst und liebenswert. Ich habe entdeckt, wie man eine Wohnung neu und anders ordnen kann, wenn sie für ein Leben mit Kindern geeignet sein soll und wie kleine Kinder doch immer neu Dinge entdecken, die meiner Aufmerksamkeit entgehen und die doch bedeutsam sind. „Guck mal da!“ ist gerade der Lieblingssatz meiner jüngsten Tochter, den sie ungefähr jede Minute zweimal ausruft und der mich ständig zu Neuentdeckungen veranlasst – und sei es nur die Entdeckung ihres strahlenden Gesichts, wenn sie mir etwas zeigt. Meine Kinder zeigen mir so die Welt, und die Welt hilft mir, immer wieder neu von meinen Kindern hingerissen zu sein.

**Theologisch gesehen erfahren wir im Geschenk des Lebens etwas von der schöpferischen Freude Gottes an uns.**

### **Kinder lehren Beten**

Am aufregendsten ist das im Blick auf die Menschen, die mich umgeben. Da ist meine Frau, da sind aber auch meine Schwiegereltern, Onkel und Tanten, Großmütter, Cousinen und Cousins, die ich jetzt mit viel mehr Aufmerksamkeit und Dankbarkeit sehen kann. Im Nachhinein muss ich sagen, dass keine Meditation mir so wirkungsvoll helfen konnte, den Liebreiz meiner Mitmenschen zu entdecken, wie meine Kinder. Natürlich sind meine Mitmenschen auch manchmal genervt von den Kleinen. Und: Lesen und Schreiben tun mir gut – gerade wenn ich ganz darin versinken kann. Auch das ist mit Kindern nicht immer ganz einfach.

Beten ist da eine große Hilfe, auch im Alltag zur Ruhe zu kommen und Stress fahren zu lassen. Allerdings habe ich durch die Kinder neu entdeckt und tiefer verstanden, wie schön es ist, gemeinsam zu beten. Gerade das Fürbittgebet und das kindliche Vertrauen in Gottes Fürsorge sind für mich Ansporn im Glauben und nehmen mich mit hinein in die Sorglosigkeit der Bergpredigt, die einfach das ganze Leben Gott anvertrauen und sich ihm ganz hingeben will. Durch meine Kinder habe ich aber auch

erfahren, wie viel Kraft in Ritualgebeten steckt, ja wie wichtig und wohltuend Rituale sind. Wenn meine kleine Tochter versucht, vor dem Essen die Hände zu falten und dabei ganz ernst und erwartungsvoll guckt, merke ich, wie schön es ist, bei Tisch zu beten. Auch sich hinterher die Hände zu reichen und den Segen Gottes auf die Tischgemeinschaft herabzubitten, wird durch Kinder dichter, selbstverständlicher, einfacher. Selbst die Liturgie der Kirche sehe ich neu, wenn meine Kinder dabei sind. Nicht umsonst erlebe ich, dass viele Menschen aus meinem Bekanntenkreis wieder neu in die Kirche kommen, weil sie Kinder haben.

Sicher hat das auch mit schönen Kindergottesdiensten zu tun. Aber Kirche ist vor allem ein guter Ort, um Kindern zu helfen, mit den unendlich vielen Fragen umzugehen, mit denen sie ins Leben gehen. Dabei denke ich an die größer werdenden Kinder und ihre bohrenden Fragen an das Leben, aber auch an Gott. (In der Pubertät war es etwa die Frage nach den armen Ägyptern, die Gott beim Exodus im Meer versenkt, über die ich nach der Ostermesse noch weiter im Nachdenken über Gott verharret habe.) Doch vor allem die Fragen der kleinen Kinder, die wirklich systematisch auf Schritt und Tritt nach den Ursachen aller Dinge forschen, ist für einen systematischen Theologen eine wirkliche Wonne – und eine ständige Herausforderung. Ich lerne, dass nichts selbstverständlich und alles hinterfragbar ist. Auf jede Antwort gibt es eine Gegenfrage, ein Weiterfragen, eine bleibende Unruhe. Irgendwann bleibt nichts mehr als das Abbrechen des Fragens. Nicht weil sich die Fragen erschöpft hätten – Kinder haben hier unerschöpfliche Kräfte und immer neue Gründe –, sondern einfach weil das Leben ruft, der Kindergarten, die Schule, die Arbeit, die nächste Aufgabe.

Auch theologisch wird es da wichtiger, alles zu hinterfragen und immer neu nach Gründen zu suchen. Ich lerne aber auch, dass es auf jede Frage einen neuen Grund und auf jeden Grund eine neue Frage gibt. Der Glaube darf schon deshalb nie zu einem System erstarren und muss sich immer neu dem Zweifeln öffnen, in Bewegung bleiben. Nur so bleibt er offen für das Leben und für die Wirklichkeit, die

alles Leben speist. Aber es ist eben auch in Ordnung, die Fragen ruhen zu lassen, Zweifel zu relativieren und sich wieder in den Rhythmus des Lebens hineinzu-begeben – ein weiteres Stichwort, das mir erst durch mein Leben mit Kindern bedeutsam geworden ist. Es hilft einfach ungemein, sich bestimmten Rhythmen anzupassen und sie dem eigenen Alltag zugrunde zu legen. Kinder lieben Rituale und sie lieben verlässliche Abläufe. Aber auch meinem Leben tun sie gut.

In seinem Frühwerk beschreibt *Albert Camus* die Stimmung eines jungen Menschen, der gerade in der Rhythmik des Alltags in die Krise gerät. Warum soll ich zu einer Gesellschaft beitragen, die unendlich viel Unrecht in die Welt bringt? Warum soll ich an mir arbeiten, mich entwickeln, wenn ich mir in diesem Leben am Ende sowieso nur den Tod hole? Kinder machen alles neu und ganz anders. Sie verändern den Alltag und geben ihm Sinn. Zugleich laden sie ein, dem Leben zu vertrauen und sich in seine Rhythmen hineinnehmen zu lassen.

Sie zeigen mir meine Verantwortung, ja sie nehmen mich in die Pflicht. Eine gute Freundin hat mir einmal anvertraut, dass sie sich nur deswegen nicht umbringt, weil sie ihre Kinder nicht im Stich lassen will. Das hat mich ziemlich schockiert, und es ist auch schockierend. Natürlich ist es nicht gut, wenn Kinder dafür herhalten müssen, das eigene Leben lebenswert zu finden. Der Gedanke des Missbrauchs und der Überforderung stellt sich ein. Ich denke an eine andere Freundin, die sehr darunter leidet, dass die Kinder jetzt erwachsen und nicht mehr zu Hause sind. Nein, wir müssen unsere Kinder frei lassen, dürfen sie nicht mit unseren Sinnerwartungen überfordern.

Und doch schenken uns unsere Kinder Sinn – gerade dann wenn wir diesen Sinn nicht erwarten. Und wir haben unseren Kindern unendlich viel zu geben. Der katholische Theologe *Karl Rahner* macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, wie groß die Verantwortung der Eltern für ihre Kinder gerade in theologischer Perspektive ist: „Nur wer den Namen ‚Vater‘ und ‚Mutter‘ als Namen für bergende Liebe, der man sich fraglos anvertrauen kann, verstehen lernen durfte, der wird es (...) wagen, jenem

unsagbaren, namenlosen Urgrund, in dem er gründet, vertrauensvoll den Namen Vater zu geben, sich von ihm nicht verschlungen, sondern in ihm sich begründet und zu eigenem Selbstsein ermächtigt zu wissen“ (Gedanken zu einer Theologie der Kindheit, in: *Sämtliche Werke*, Band 12: Menschsein und Menschwerdung Gottes, Freiburg 2005, 476–488, 484). Gott will eben seine Liebe zu uns Menschen nicht anders zeigen als durch Menschen. Er würdigt uns dadurch, dass seine Liebe durch unsere Liebe erfahrbar wird. Er traut es Eltern zu, dass sie ihre Kinder bedingungslos lieben und so die unbedingte Liebe Gottes anfanghaft erfahrbar wird. Noch im hohen Alter leiden Menschen darunter, wenn ihre Eltern sie nicht geliebt haben. Irgendwie ist das tragisch, und es gibt allen Grund, mit dieser Ungerechtigkeit zu hadern. Schließlich haben wir uns unsere Eltern nicht ausgesucht.

### Das kindliche Urvertrauen als Vorbild

Und doch zeigt all das die große Kraft der Elternliebe. Aus eigener Erfahrung kann ich nur sagen, dass es einem die Mächte des Lebens wirklich leicht machen, die eigenen Kinder zu lieben. Ich jedenfalls kann die Aussagen des Paulus im Römerbrief zu seiner Untrennbarkeit von Christus gerade dann leicht mitvollziehen, wenn ich dabei auch an meine Kinder denken darf. Nicht umsonst wird Gott Kind und nicht umsonst ist gerade Weihnachten das Fest, dass Christen mehr elektrisiert als alles andere.

Weihnachten macht uns klar: Wir dürfen auch in unseren Kindern den Ruf Gottes an uns sehen. Sie verkörpern in ihrer lebensverändernden Kraft den unendlich großen Anspruch Gottes, der nicht nur etwas, sondern alles von uns verlangt – eben totale Hingabe. Sie machen aber genauso die unbedingte Zusage Gottes an uns Menschen anfanghaft erfahrbar. Wie unendlich wertvoll ist es doch, das Vertrauen meiner Kinder in mich zu spüren. Als meine jetzt großen Töchter klein waren, hatte ich das Gefühl, dass sie irgendwie an mich als einen Grund geglaubt haben, der sie im Leben trägt. Inzwischen ist daraus tiefe Liebe geworden, die ihre totale Bedürf-

tigkeit abgelegt hat, aber sich dennoch einfach an unserer Beziehung erfreut. Abermals wird hier eine bedeutsame theologische Einsicht erkennbar. Gott ist nicht von uns abhängig, sondern wählt uns aus Freiheit. Er will uns lieben, er braucht es nicht. Genauso können auch wir ohne Gott leben. Wir werden dadurch nicht schlechte Menschen und das Leben verliert auch nicht jeden Sinn. Auch ohne Gott können wir uns der Liebe erfreuen und ihr vertrauen. Aber es ist schwerer. Gott zu vertrauen, macht das Leben leichter, reicher, bunter, vielfältiger, tiefer. Wir dürfen glauben, dass Gott uns zu sich einlädt, aber er zwingt und manipuliert nicht. Wie schön wäre es, wenn wir diese Haltung auch selbst unseren Kindern zeigen könnten, also eine Haltung, die unsere Kinder radikal freisetzt, sich an ihnen erfreut, gerade dann, wenn sie ihre Individualität zu entfalten lernen.

Karl Rahner, der auch ohne eigene Kinder viele schöne theologische Gedanken zu Kindern hatte, erinnert uns daran, wie sorglos sich Kinder beim Spiel hingeben und wie neugierig sie sich dem Leben öffnen. Rahner assoziiert Kindheit deshalb mit Offenheit und nennt – in seiner etwas gestelzten Sprache – auch noch weitere Kennzeichen der Kindheit: „das vertrauende Über-sich-Verfügenlassen, der Mut, neue Horizonte, immer neu, immer größer vor sich aufgehen zu lassen, die Bereitschaft zur Fahrt ins Unerprobte – und all dies mit jenem tiefen und letzten und scheinbar unausgewiesenen Urvertrauen, das die Skeptiker und die am Leben Gescheiterten bitter als ‚naiv‘ bezeichnen“ (486).

In diesem Urvertrauen der Kinder, aber vor allem in ihrer ausgreifenden Neugierde erkennt er „jene glaubend, vertrauend und liebend angenommene Transzendenz gegeben und vollzogen, die eben das letzte Wesen des religiösen Aktes ausmacht ... (und die) das herrscherliche, tätige Greifen zur Ergriffenheit werden lässt“ (486). Das transzendierende Moment, das ich für das Erleben der Eltern in Anspruch genommen habe, die von ihren Kindern über ihre Grenzen hinausgeführt werden, erschließt sich eben auch schon einfach nur beim Betrachten von Kindern, die in all ihrem Sein die transzendierende Dynamik verkörpern, die den Menschen zum Menschen macht. ■